Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1912

305 (31.12.1912) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 97

Visual Library

den von einander in einem großen Kreise; in der Mitte, sowie außerhalb des Kreises an vier Ecken steht ebenfalls je ein Spieler. Das Bild zeigt, wie ein Spieler den Ball mit dem Fuße hoch in die Luft wirft, während ein anderer, der sich gedreht hat, mit der Fußsohle den Ball weiter schleudert. Einige halten die Arme empor, wie zum Auffangen des Balls, einige drehen sich mit nach oben gestrecktem rechten Bein, wieder andere heben das rechte Bein zum Weiterstoßen des Balls empor nach dem Innern des Kreises. Auch fehlt die übliche Zuschauermenge nicht.

Man ersieht in der Schilderung des Levinus Hulsius, daß auch im fernen Osten, auf den Bandainseln — Inselgruppe der Molukken in der Bandasee (Niederländisch Indien), 1512 von dem Portugiesen Abreu entdeckt — der heute so vielfach betriebene Fußballsport schon heimisch war. Jedenfalls dürfte durch ostindische Seefahrer dieses Spiel nach England gebracht worden sein.

K. Fr. V.

Der Zirkus der Fünftausend. Am Sonntag wurde in Dresden das neue massive Gebäude des Zirkus-Unternehmens Stosch-Sarrasani durch eine Sondervorstellung eröffnet. Wochenlang schon machten die Zeitungen in seitengroßen Inseraten bekannt, daß „der schönste Zirkus der Welt" auf dem König-Albertplatz in Dresden-Neustadt erstanden sei. In der ersten Vorstellung, die zu Wohltätigkeitszwecken erfolgte, waren die höchsten Spitzen der Gesellschaft und aller königlichen und städtischen Behörden anwesend. Um so mehr, da es — nichts kostete. Denn alle Honorationen waren mit Freibilletten überschwemmt.

Der „schönste Zirkus der Welt" soll das von den bekannten Theaterarchitekten entworfene Gebäude sein. Sicher ist es das technisch vollkommenste und modernste. Berlin, Hamburg und Frankfurt werden jedenfalls stark in den Schatten gestellt. Aeußerlich ist der Bau dem Zwecke im Stil durchaus gerecht. Ein kreisrundes Gebäude mit einfachem vorspringendem Säulenportal und mit einer riesigen flachen Kuppel oben abgeschlossen. Der Eingang ist nur durch das Hauptportal, innen werden die Zuströmenden durch die praktische Anlage der Zu- und Aufgänge schnell verteilt. Der Ausgang aber wird schnell und sicher durch besondere Treppenhäuser und viele direkt ins Freie führende Türen besorgt. Der Raum bietet 5000 Plätze, fast alle numerierte Sitzplätze. Die Manege hat 13½ Meter Durchmesser, das Normalmaß aller Zirkusmanegen. Sie ist versenkbar, da der Raum auch zu anderen großen Massenveranstaltungen, Versammlungen, Ausstellungen, Theater, Konzerten usw. dienen soll. Unter dem Hauptportal befindet sich eine weit vorspringende Theaterbühne, davor ein versenktes Orchester. Der ganze Raum ist elfenbeinfarbig gehalten, mit Gold abgesetzt. Das Gestühl ist mahagonibraun, die Lehnen mit rotem Samt ausgeschlagen. Die riesige Galerie ruht auf schlanken Säulen, die Anlage aller Plätze ist sehr praktisch. In der Kuppel ist indirektes elektrisches Licht Oberlicht, außerdem erhellen Bogen- und Fadenlampen den Raum taghell, der trotz seiner Riesengröße eine gewisse Behaglichkeit und Intimität hat.

Die Vorstellung ging in der bei solchen Anlässen üblichen Weise vor sich. Vier Stunden lang sah man die Artisten auf Pferden, mit allerhand wilden dressierten Tieren, auf dem Boden und in den Lüften an der Decke ihre Künste vollführen. Alles erstklassige Kräfte, auch der Riesenmarstall enthält durchweg prachtvolle Tiere. Es vereinigt sich hier Zirkus, Variete und Tierschau. Elefanten, Löwen, Zebras bis zu Schweinen und Gänsen herab folgen gelehrig dem Willen der Dresseure. Herr Stosch war vor reichlich einem Dutzend Jahren noch armer Hundehändler und Dresseur in einem Vorort bei Dresden! Jetzt läßt er ein eigenartiges Riesenunternehmen von einem der ersten deutschen Bankinstitute mit Erfolg finanzieren.

Ob sich das neue Gebäude auch für die geplanten Konzert- und Theateraufführungen gut eignen wird, muß die Erfahrung zeigen.

Für unsere Frauen.

So ein „freches" Dienstmädchen.

Frau Direktor Miller sitzt in ihrem eleganten, komfortabel eingerichteten Erkerzimmer, durch dessen Fenster man bequem nach beiden Seiten die vornehme, stille Straße entlang sehen kann. Ab und zu rattert eine Droschke vorbei oder ein herrschaftliches Auto gleitet lautlos auf Gummireifen dahin. Jetzt erscheint das Dienstmädchen im Zimmer und meldet einen Besuch an. Die junge Hausfrau nickt:

„Ich lasse bitten!" Bald darauf tritt eine ältere, korpulente Dame herein. Die beiden begrüßen sich herzlich.

„Tag, liebe Maud!"

„Guten Tag, Tante! Sieht man Dich auch mal wieder!"

„Ja, ja", lispelt die Angekommene tief Atem holend und läßt sich ächzend mit ihren 96 Kilo Nettogewicht auf einen schwellenden Sessel nieder.

„Du trinkst doch ein Täßchen Mokka mit?", und ohne erst die Antwort abzuwarten, drückt die Frau Doktor auf einen kleinen Knopf in der Wand. Es dauert nicht lange und das Dienstmädchen bringt auf einem silbernen Tablett das Kaffeegedeck und bereitet den Tisch zurecht. Als das Mädchen verschwunden ist, bemerkt die ältere Dame, während ihre Nichte den Kaffee eingießt:

„Da hast Du ja ein ganz schmuckes Mädel, wie lange ist denn die schon hier?" „Zwei Monate, aber sie geht morgen wieder". Die andere blickt erstaunt auf.

„Du wunderst Dich, Tante", stößt die Frau Doktor ärgerlich heror, indem sie mit ihren zarten, sorgfältig gepflegten Fingern nervös ein Stückchen Kuchen zerbröckelt. „Ich sage Dir, wahnsinnig kann einen dieses Dienstvolk machen, komplett verrückt kann man werden", und als die Tante gespannt lauscht, sprudelt es zornig aus dem Munde der Sprecherin: „Mit ihren Leistungen bin ich ja zufrieden, aber Ansprüche stellt sie, Ansprüche, wie eine geborene Komtesse". Schrill auflachend: „Die Welt wird alle Tage verdrehter, sie „verlangt", Du glaubst es nicht, liebe Tante, sie verlangt dies und jenes, „kraft ihres Rechts". „Standesbewußtsein" und „Menschenwürde" hat sie auch, sollte man da nicht lachen? Schon als ich sie einstellte, zählte sie mir ihre Bedingungen auf. Erstens einen eigenen Raum, in den sie sich abends „zurückziehen und sich erholen kann". In der Küche schlafe sie auf keinen Fall. Ich erklärte ihr natürlich bereitwilligst, daß ich ihr meinen Salon zur Verfügung stelle. Weiter wünschte sie geregelte Arbeitszeit, Pausen, um ihre Mahlzeiten ruhig und ungestört einnehmen zu können und um 9 Uhr abends müsse ihre Arbeitszeit zu Ende sein. Wetter, mindestens alle 14 Tage einen freien Nachmittag, **den Hausschlüssel** und vor allen Dingen aber menschenwürdige Behandlung. Was soll man zu dieser Anmaßung sagen? Meine Mama hätte eine solche Person zur Türe hinausgejagt. Ich aber war in dringender Verlegenheit und mußte schon gezwungenermaßen ein Loch zurückstecken. Auch blieb mir weiter nichts übrig, ich mußte die kleine Kammer ausräumen, die ich so gut brauchen konnte. Na, im übrigen haben wir uns geeinigt."

„Ist sie denn ehrlich?" wirft die Tante jetzt ein.

„Das schon, auch sonst ist sie tüchtig. Aber denke Dir bloß, die Bäckerfrau machte mich kürzlich darauf aufmerksam, daß unsere Anna öffentliche Dienstbotenversammlungen besucht und selbst Hetzreden schwingt gegen die böse Herrschaften und gegen die „mittelalterliche" Gesindeordnung".

„W—a—s!" ruft die Tante entsetzt. Sie war gerade im Begriff, ein Stück Gebäck von gewaltigem Umfang in der Mundöffnung verschwinden zu lassen. „Du hast ihr doch sofort den Dienst gekündigt?"

„Na", fährt Frau Doktor Miller fort: „Ich habe sie vor allen Dingen zur Rede gestellt und ihr strengstens verboten, jemals wieder in eine Hetzversammlung zu gehen. Was meinst Du, was sie mir antwortete? Was sie in ihrer freien Zeit beginne, sei ihre eigenste Angelegenheit, darüber lasse sie sich keinerlei Vorschriften machen, auch wäre ein solches Verbot ein unberechtigter Eingriff in ihre persönlichen Menschenrechte".

„Und Du hast das freche Ding nicht sofort aus dem Hause gewiesen?"

„Sie hat wegen des Müffels selbst gekündigt."

Seufzend lehnte sich die junge Hausfrau in ihren Sessel zurück.

„Du hättest sie der Autorität halber sofort hinauswerfen sollen", erklärte die andere kategorisch: „Wenn das mir passiert wäre, o, ich hätte sie für diese Frechheit gezüchtigt." Die Sprecherin hat sich energisch in Positur gesetzt und mit hochrotem Gesicht und zornsprühenden Augen blickt sie ihre Nichte an. Diese lächelt wehleidig:

„Ach, liebe Tante, die schönen Zeiten sind vorbei. Oder glaubst Du, ich ließe mich vor Gericht und durch die Zeitungen schleifen? Und dann diese Dienstbotenvereine, die würden dafür sorgen, daß ich überhaupt kein Mädchen mehr erhielte. Damit muß man in der Zukunft rechnen, Tante. Ich werde übrigens heute abend mit ihr sprechen, vielleicht überlegt sie sichs noch. Abgesehen von ihren Kaprizen, ist sie sauber, tüchtig und zuverlässig." Die Frau Doktor blickt nach diesen Worten fragend in das feiste Gesicht der Dame, das deutlich den Ausdruck der schärfsten Mißbilligung wiederspiegelt.

„Meinetwegen, ich hab ja immer gesagt, Du kannst keine Dienstboten ziehen, von scharfer Zucht und Ordnung keine Spur. Na, Du wirst ja sehen, wie weit Du damit kommst!" Sie gießt sich den Rest Kaffee ein und kaut das letzte Stück Kuchen.

Emil Unger.

—×—

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 97. Karlsruhe, Dienstag den 31. Dezember 1912. 32. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 97:

Neujahrs-Föhn. — Die Täuschung der Neujahrsstunde. — Parlamentarische Redekunst. — Sprachecke usw. — Allerlei. — Für unsere Frauen. — Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

Neujahrs-Föhn.

Wenn die letzten Stunden eines Jahres in die Unendlichkeit der Welt hinausglitten, ungefühlt, nur in Kalendern gezeichnet, ging der Lehrer des Gebirgsdorfes vor seine Hütte und lief barhäuptig in das Dunkel der scheidenden Zeit. Seit Tagen war Föhn, er störte den Schlaf der Menschen, peinigte ihre Nächte mit wirren Bildern. Es gab Kampf und gewaltsames Erwachen, in dem noch die traumhaften Begebenheiten beängstigend spukten.

Der Mann ging am Fahrweg, an dessen Rand Granitblöcke in abgemessener Entfernung standen. Hinter ihnen fiel es abgründig, niedere Tannen kreuzten stiebend die Aeste ineinander. Manchmal krachte es, wenn tauender Schnee aus den Nadeln rutschte. Unten zwängte Wasser durchs Geröll, Eisscheiben schlugen an den Steinen an, zerfielen und mehrten das Wasser. Auch durch den Schnee wuchs es. So oft der Mann eine Biegung des Weges hinter sich hatte, drangen die Geräusche der Nacht deutlicher an ihn heran. Er hörte, wie das Wasser stärker wurde, wie es leichter seinen Lauf durch das Geröll nahm. Allmählich füllte der Wind, der sich im Walde zu tausend Fetzen zerriß, das Atmen der Nacht an. Er verschlang das Rinnen und Glucksen des Wassers, vereinigte alles Flattern, Krachen und Rütteln in seiner großen Gebärde. Der Himmel war tiefblau, die Sterne und die Mondsichel hingen strahlend in der Bläue, fern an einer Bergzacke legte sich gelber Schimmer in die Schatten der Schneerinnen. Ein warmer südlicher Hauch kam daher, den der Wind, der aus den Bäumen tobte, gleich zerstörte. Es gab kein Ausruhen in dem Sturme. Er warf sich von einem Baum in den andern, schwang sich in die Kronen, zerrte an ihnen, drückte die Baumleiber zu Boden, verbog ihnen die nackten Aeste. Und doch war das Rauschen nicht wie Wut.

Der Lehrer schaute in den Wald hinein, wie die Bäume sich beugten und spannten. Er mußte sich breitbeinig hinstellen, sonst hätte es seinen schmalen Körper in den Abgrund geworfen. Sein langes Haar wurde in die Höhe gestellt zu einem steifen Schopf, es peitschte ihm rechts und links an die Ohren oder klebte wie gebürstet über der Stirne. Und als er lange hinsah, da wußte er genau, daß das kein Kampf, sondern eine Lust für die Bäume war. Sie fühlten und erprobten ihre Kraft. Was morsch in ihnen war, fiel zur Erde. Die Stämme bäumten sich auf in ihrer Kraft, sie ließen sich anpacken, schütteln und wurden vom Leben berieselt. Sie warfen sich klug in den Sturm und schwankten mit ihm. Die Bäume berührten einander, lagen sich in den Armen, sangen das Sturmlied mit und erkannten sich. Hinter der trockenen Rinde rann ihnen der Saft des Frühlings.

Die Arme an den Leib gepreßt, wanderte der Mann weiter. Die Hände vergrub er in den Taschen, sein Kopf griff beim Gehen zuerst voraus, er lief seitwärts und bot dem Sturm kaum eine Angriffsfläche. Stundenlang trieb es ihn. Das gelbe Föhnlicht versickerte in den Adern des Berges. Die Spitze glimmte noch schwefelgelb. Jetzt hörte der Wald auf. Es kam eine einsame Alp, in der ein Dach aus dem Rasen hervorstand. Die Steine, die die Hütte beschwerte, schimmerten grau und sahen lebendig aus wie alte Gesichter, die stumm alle Schicksale der Wälder sehen und sie nicht ändern können. Alle Gefühle, die Natur zeugen kann, waren in sie eingegraben, unvergänglich. Der Lehrer legt beide Hände vor den Mund und sang: „Johoho"! Schallend lief der Ruf, bis ihn ein Windstoß erstickte. Aus der Hütte kam der Schweizer und erwiderte: „Johoho"! Der Hund fuhr in die Höhe; er pfiff freudig durch die Nase. Die Männer gingen in die Hütte hinein. Sie setzten sich an die Bank am Ofen, der Hund schlüpfte zu ihren Füßen hin.

„Hast das Feuer ausgehen lassen," sagte der Lehrer. „Der Sturm hat es mir in die Kammer hereingejagt," antwortete der Schweizer. Dann deutete er auf das Eckbrett, an dem seine Tabakspfeifen hingen. „Ich werd mirs Rauchen nimmer angewöhnen," erwiderte der Lehrer seit zehn Jahren an jedem Silvestertag zur gleichen Stunde. Er umspannte bei diesen Worten seine schmale Brust. Der Schweizer nahm die Pfeife in die Faust. „Drunten haben sie sich zuschanden gehauen." Statt einer Antwort senkte der Lehrer seinen Kopf schwer auf die Brust. Der Wind fuhr durch die Mauer, nebenan im Stalle rührte sich die Kuh, die der Schweizer allein im Winter in der Hütte hatte. Sie stieß einen bangen Schrei aus. Einen Augenblick war es, als würde die Hütte in die Luft gehoben. „Eustachius," sagte der Lehrer, „gehen wir hinaus". Der Schweizer nahm ein großes Stück Brot und Speck und einen Krug mit. Sie legten sich zur Erde, zwischen Holzgerümpel. Der Hund scheuerte seinen Kopf an den Stiefeln des Lehrers. Der Sturm setzte nie aus, er heulte atemlos. Es war eine Kraft in ihm, wie er die Erde durchraste und alles mitriß, kopfüber. Ein paarmal ließ er den milden Süden zärtlich durch seine Stürme streichen. Alle Bäume legten sich, hoben sich. „Siehst, Eustachius," sprach der Lehrer, „die bringen einander nicht um." „Nein," erwiderte der Schweizer sehr überzeugt. Er kannte das, er hörte das Toben seit seiner Kindheit und wußte, ob die Stürme neckische, ernste oder große Spiele waren. Das vielstimmige Rauschen durchwehte in klingender Stille seine einsamen Gebirgsnächte.

„Ich habe wieder ein Jahr umsonst Friedliebe lehren wollen," erzählte der Lehrer. „Was nützt es? Sogar mit Hilfe des lieben Gottes bringt man sie um den Glauben an Frieden. Das ist traurig, daß sie alles töten. Ich, Eustachius, möchte lieber einer unter den Bäumen sein, von denen dumme Menschen glauben, daß sie kein Leben führen. Wir zwei wissen das besser. Wachsen, treiben, kämpfen, singen, Frucht tragen, sich vermehren, vermodern zu neuem Leben; das ist etwas anderes als wie Tiere leben und abgeschlachtet werden. So leben, indem man ihnen Krallen, Ohren, Tatzen, Augen, überhaupt alle Kraft zur Wehr zerschindet."

Die Mitternacht war schon lange vorüber. Der Schweizer saß still und lauschte. Der Lehrer hing seinen Gedanken nach. Im Dorfe unten reichten sich die Leute die Hände, in einem raschen Augenblick stiegen in ihnen Vorsätze auf, sie beteten auch, tranken einander zu. Und die Glocke der Kirche schlug das neue Jahr an. Die Silberglocke in der Waldkapelle hallte mit rührendem Klang in das Dorf hinein. Wer sie vernahm, blieb betroffen stehen und hing seine Gedanken an eine Traurigkeit. Er fühlte, daß etwas in ihm zerrissen war, von dem die Stimme der Glocke ein wimmerndes Teilchen war, ein feines, behutsames. Eine Sehnsucht zuckte in seiner Seele auf nach dem Verlorenen. Man taumelte im Wehe. Dann schlug die Straße unter den stampfenden Schritten der Leute. Sie schrien: Prost Neujahr! Sie hoben die Gläser aus den Fenstern, leerten sie. Die Dorfglocke sprach gleichmäßig: Bim, bim, bam. Das Silberglöckchen erstarb in sanft warnender, zuletzt nur noch lispelnder Stimme.

„Alsdann steigen wir hinab," sagte der Schweizer. Man hörte da oben kein Ton von den Menschen, die ganze Welt war im Sturmrausch versunken. Die Männer wurden von ihm hinabgestoßen, ihre Beine konnten kaum nachkommen. Der wogende Wald war ein anderes Kampffeld als der Schlachtplatz der Menschen. Es floß kein Blut, keine ausgehungerten Menschenleiber lagen zerstückelt herum zwischen Pferdeleichen, über die die Pest vergiftend schleicht.

„Ich hatte gerade eine ekelhafte Einbildung," sagte der Lehrer zu dem Schweizer. Er ging zu den Granitblöcken und faßte sie an: „Ich glaubte das

Menschen, die im Entsetzen erstarrt sind." Er fuhr sich über die nasse Stirne. „Der Föhn," erwiderte der Schweizer. Sie kamen zu dem Bache und sahen, daß er so angeschwollen war, daß man ihn kaum übersteigen konnte. Der Lehrer wäre nie hinüber gekommen, er hätte einen großen Weg zum Stege machen müssen. Der Schweizer aber buckelte sich den armen Lehrersleib auf, trat mit großen Sätzen über das Geröll und kam hinüber. Dort nahmen sie Abschied voneinander. Sie waren wieder nahe bei den Menschen. Wie der Sturm gerade ging, brachte er einen Ruf aus dem Dorfe her, das Johlen der jungen Burschen.

„Alsdann steig ich hinauf," sagte der Schweizer, indem er dem Lehrer die Hand drückte. „Alsdann ich hinunter," meinte der Lehrer. Der Hund schnupperte ihn ab, sprang dann über den Bach und lief seinem Manne traurig nach. Als der Lehrer am ersten Hause war, als der Lichtschimmer der Hütten sein Auge traf, gab es ihm einen Stich ins Herz. „Silvester," flüsterte er. „Immer wenn wir am Ende sind, möchte ich die armen Menschen verraten, und ich habe sie doch so lieb. Wie lieb habe ich meine Kinder, meine armen Kinder, denen die Glut des Föhn nur so himmelfern-leuchtet." Der Lehrer richtete sich noch höher auf als er war, er sammelte all seinen Mut zusammen und bückte sich, als er in seine Hütte trat. Er war so müde, daß ihm weder der Sturm noch der Föhn den Rest seiner Nacht stören konnte.

Speranza.

Die Täuschung der Neujahrsstunde.

Eine Silvesterbetrachtung.

Von H. Falkenfels.

Immer häufiger richten sich fragende Blicke auf die Uhr — man nickt sich verständnisvoll zu — noch fünf Minuten — jetzt noch eine und nun glaubt man den hörbaren Ruck zu verspüren, mit dem das alte Jahr ins neue hinübergleitet. Im brausenden Prosit wird das neue Datum des Weltkalenders geboren — was ist mit ihm erreicht? Was ist geschehen im Augenblick, da die sechzigste Sekunde der letzten Minute des in so vieler Hinsicht unerfreulichen Jahres 1912 verging? Gibt irgend was in der Natur und Weltall das Recht, die nächste Sekunde herauszuheben aus dem Meer von ihresgleichen?

Nein. Silvester und Neujahr sind Gebilde der reinen Willkür. Produkte bloßen Uebereinkommens der Menschen, entstanden aus dem Zwang, mit irgend einem beliebig gewählten Mitternachtsdatum die Zahlenreihe der Tage zu schließen. Und darum wird Silvester nicht bei allen Völkern gleichzeitig, darum wurde es bei uns nicht zu allen Zeiten am selben Tage gefeiert.

Wer um die Erde reist, hat Gelegenheit, fast an jedem Monatsersten in irgend einem Kulturkreis ein Neujahrsfest zu erleben. Bei den Kopten in Afrika am 1. August, bei den Maroniten im Libanon am 1. September, in welchen Monat auch das jüdische Neujahrsfest fällt, bei den Nestorianern am 1. Oktober, in China zwischen dem 30. Januar und 18. Februar am Tage nach dem Neumond in dieser Frist; sogar in Europa im griechisch-russischen Kulturkreis 13 Tage vor unserm Neujahrsfest.

Und auch bei uns welch seltsame Verwirrung des Neujahrsdatums! In England feierte man bis zum Jahre 1752 Neujahr am 26. März, in Frankreich etwa bis zur Hälfte des 16. Jahrhunderts am Ostersonntag, und im deutschen Land, wenigstens nach den Urkunden der Kaiser bis um dieselbe Zeit am 25. Dezember.

Erst dann wurde die römische Sitte üblich, mit der kurzen Ausnahme der ersten französischen Republik, die ihr erstes Neujahr am 21. September 1792 feierte. Der 1. Januar galt seitdem in ganz Mitteleuropa als Neujahrstag, obzwar gerade er im natürlichen Leben des Jahres viel weniger Bedeutung hat als etwa der 21. Dezember oder 21. März als die Tage der Wintersonnenwende und der Frühjahrs-Tag- und Nachtgleiche, zwei Daten, mit denen wichtige Veränderungen im Leben der Erde anheben.

Und sogar die Mitternachtsstunde des 31. Dezember ist nicht im Einklang mit den Naturgesetzen; auch der 1. Januar entspricht nicht der Jahreswiederkehr seines Vorgängers, entspricht überhaupgenau und verläßlich ihren Schlag anheben. Es ist mehr Zeit als ein Jahr verflossen, wenn wir die Gläser heben im Gedenken an das vergangene Jahr, und so eigen ist der Mensch in diese Welt gestellt, daß er gezwungen ist, die Zeit zu fälschen, seine Uhr zu verrücken und sich bewußt über die Sekunde zu täuschen, nur damit er die Fiktion einer gleich und ewig abrollenden Zeit aufrechterhalten kann.

Wer das nicht glaubt, erinnere sich nur an das Schaltjahr. Was bedeutet diese Korrektur, dieses Einschieben eines ganzen Tages alle vier Jahre anderes, als daß unsere Zeitrechnung verfälscht ist und deswegen von Zeit zu Zeit berichtigt werden muß, damit nicht zu lächerliche Irrtümer zwischen der Jahreszeit und dem Kalender klaffen. Ein Jahr, oder astronomisch gesprochen, die Dauer eines Erdumlaufs um die Sonne ist 365 Tage, 5 Stunden 48 Minuten 48 Sekunden lang. Unsere „Silvesterfreude" wäre also jedes Jahr erst um fast sechs Stunden später berechtigt als im vorigen Jahr, um sechs Uhr morgens oder am Mittag des ersten Jänner, einen Tag, eine Woche, später, ganz korrekt gedacht: im Rollen der Jahrtausende gibt es unter allen 365 Tagen keinen, der nicht irgendwann einmal der astronomische Neujahrstag mit demselben Rechte ist, mit dem wir den 1. Jänner feiern zu können glauben.

Und dennoch zeigen unsere ganzjährig gehenden astronomischen Uhren uns nichts von diesem Irrtum. Genau um Mitternacht des 31. Dezembers zeigen sie auch Mitternacht! Wie geht das zu? Einfach so, daß wir ihren Gang fälschen. Wir wissen sehr gut, daß der Sternentag kürzer ist als der Sonnentag, teilen aber unser Leben dennoch nicht nach dem kosmischen Gesetz ein, sondern halten uns an die Sonne und richten nach ihr unsere Uhren bei der Kontrolle, deren auch die beste Uhr bedarf, um gleichmäßige Intervalle anzuzeigen.

Alle Uhren eines Landes richten sich nach dessen Sternwarte, und die öffentlichen unter ihnen erhalten von dieser telegraphisch, an manchen Orten auch durch einen Schuß oder einen Zeitball die genaue Mittagszeit angegeben. Die Sternwarte aber richtet sich nach der großen Himmelsuhr der Sterne, als der einzigen, die richtig geht.

Wir haben kein anderes Mittel, um die Zeit zu messen, als die Gesetzmäßigkeit, die sich in der Bewegung der Gestirne ausspricht. Ein Stern, der im Laufe einer Nacht über den Himmel wandelt, ist dem Astronomen ein Uhrzeiger an dem Zifferblatt des Firmaments. Um die Zeit ablesen zu können, hat der Sternforscher sich freilich erst eine gedachte Hilfslinie, den Meridian, schaffen müssen, der die Nord-Südlinie festlegt. Die Zeit, die ein Stern braucht, um im Verhältnis zu dieser Linie auf denselben Punkt zurückzukehren, auf dem er war, nennt man einen Sterntag, und dieser ist das einzige ewig sich gleich bleibende Intervall auf Erden. An ihm kontrolliert die Sternwarte den Gang der Uhr und nach ihm korrigiert sie deren Fehler. Trotzdem aber richtet sich das bürgerliche Leben nicht nach ihm, sonden nach dem Sonnentag, und daraus entsteht die Differenz zwischen dem wirklichen und dem bürgerlichen Jahr, die wir alle vier Jahre durch das Einsetzen eines Schalttages auszugleichen trachten. Dabei begeht man freilich, weil die Differenz in diesem Zeitraum noch kein ganzer Tag ist, wieder einen Fehler, der in jedem Jahrhundert fast einen Tag beträgt. Dieser Fehler wird dadurch korrigiert, daß man alle 400 Jahre drei Schalttage wegläßt, auch im Jahre 1582 einfach 10 Tage aus dem Kalender strich.

Natürlich frägt man sich bei dieser Sachlage sofort, warum man sich dann lieber nicht allein nur an den Sonntag hält? Weil dieser — nicht jeden Tag gleich lang ist. Die Erdbahn um die Sonne ist kein Kreis, sondern eine Ellipse; daher braucht die Erde bald längere, bald kürzere Zeit, um einen „Tag" hervorzubringen. Der Sonnentag ist am 11. Februar um 14,5 Minuten, am 26. Juli um 6 Minuten länger als 24 Stunden; am 2. November aber ist er um 16½ Minuten, am 14. Mai um 4 Minuten kürzer als diese Frist. Ewig gleich ist nur der Sternentag, weshalb sich alle Rechnungen und alle Uhren nur nach ihm richten können.

Die „Unzuverlässigkeit" der Sonnenuhr bringt uns aber wieder in eine merkwürdige Lage. Wir müssen nun die Tageslänge fälschen, indem wir sie willkürlich jeden Tag auf genau 86.400 Sekunden (= 24 × 60 × 60 Intervalle) festsetzen. Es entsteht zwischen dieser vom bürgerlichen Leben geforderten „mittleren Zeit" und der wissenschaftlich zu Sternberechnungen allein brauchbaren „astronomischen Zeit" ein Unterschied, den der Astronom mühsam in Tabellen berechnen und bei allen seinen Arbeiten in Betracht ziehen muß, will er nicht in die gröbsten Irrtümer und in heillose Verwirrung geraten. Diese „Zeitgleichung" findet man denn daher auch in allen bessern, unbedingt in jedem astronomischen Kalender angegeben.

Es ist also eine fromme Täuschung, genau nach der Sekunde des Jahresanfanges zu spähen und kein Fest als das der Jahreswende hat mehr Anspruch darauf, nur als ein Bedürfnis des täglichen Handels und Wandels betrachtet zu werden, für das in den Ewigkeitswerten des Weltalls aber auch gar keine Stütze sich findet.

Parlamentarische Redekunst.

Vor einiger Zeit berichteten wir schon über allerlei stilistische Entgleisungen, die den Rednern in Parlamenten zustießen. Nunmehr hat der Schriftsteller August Angenetter eine neue Sammlung von Sprechschnitzern zusammengestellt, die sich Abgeordnete des Wiener Reichsrats zuschulden kommen ließen. Er berichtet darüber in der „Wiener Allgemeinen Ztg.". Die wichtigsten Zitate aus dieser Zusammenstellung sind folgende:

„Wenn ich auch, was mir von den Gegnern immer vorgeworfen wird, sehr oft einen Rausch habe, so gehe ich auch sehr oft in die Kirche."

„Auf die gestrigen erbärmlichen Aeußerungen meines geehrten Herrn Gegenkandidaten gehe ich deswegen nicht ein, weil sein Gehirn so weich ist wie eine Eierspeise."

„Wenn ich solch einen arroganten Agrarier reden höre, flüstert mir mein guter Genius immer zu: Gib ihm a Watschn . . ."

„Die Agrarier sind die habgierigsten Kerle. Sie verteuern sogar dem Kind die Milch im Mutterleib."

„Das traurigste Ereignis ist im politischen Leben ein Abgeordneter, der es dahin gebracht hat, keiner mehr zu sein."

„Ich bin ein Veteran vom Scheitel bis zur Sohle."

„Als einem gebildeten Menschen widersteht es mir, mit diesem hundsgemeinen Schurken mich in einen Diskurs einzulassen. Wenn er jetzt da wäre, würde ich ihn nach ein paar saftigen Ohrfeigen hinausschmeißen, den elenden Kerl."

„Der Mann hat seinerzeit als Sekretär eines Krankenvereins so viel Butter auf sein feuriges Haupt gesammelt, daß er sich nicht einmal mehr unter eine Gaslaterne trauen darf."

„Romulus und Remus haben die alte Metropole Italiens gegründet. Wieso kommt Nathan dazu, jetzt dort Bürgermeister zu sein? . . . Nur um den Heiligen Vater zu ärgern?"

„Das Gehirn der Genossen besteht nur aus blutigen Arbeiterkreuzern."

„Die Regierung ist ein Gasball. Wenn man sie angreift, so steigt sie."

„Gegenüber den niederträchtigen Verleumdungen meiner Gegner konstatiere ich, daß ich von einer Frau auf legalem Wege geboren bin."

„Ich habe damals an dem Gesicht des Obergenossen erkannt, daß es im sozialdemokratischen Zukunftsstaat erbärmlich stinkt."

„Diese Lehrbuben oder jugendlichen Hilfsarbeiter, wie die Sozialdemokraten sagen, tun am liebsten untereinander Kinder erzeugen, obwohl sie dazu keinen Befähigungsnachweis haben."

„Durch das unzulässige Kreditwesen wurden schon zahlreiche Gewerbetreibende an den Rand des Strickes gebracht."

„Die Not des Kleingewerbes ist derart gestiegen, daß sein Tiefstand bereits auf dem höchsten Punkt angelangt ist."

„Meine Räusche habe ich mir für mein eigenes Geld geleistet und sind dieselben daher mein ureigenstes Eigentum."

„Diese Ehrenmänner sind aus lauter Strupfen zusammengesetzt."

„Die Juden sollen aufhören, sich über meine Räusche lustig zu machen. Noah hat den ersten Rausch gehabt, und der war ein Jude."

„Die allgemeine Besoffenheit in dieser Versammlung schob meinen aufklärenden Ausführungen einen gewaltätigen Riegel vor."

„Die heutige Vertretung der Stadt Wien im Reichsrat ist ein Wechselbalg, gezeugt von den vaterlandslosen Gesellen mit der bedenklichen Mutter des Freisinns im Ehebett des Wahlschwindels."

„Es ist eine hundsniederträchtige Verleumdung, wenn behauptet wird, daß die Politik der Christlichsozialen von den Pfarrersköchinnen gemacht wird. Die haben ganz andere Dinge zu tun."

„Die armen Dienstboten werden nicht selten im Stall geboren und das Schwein ist dabei Gevatter."

„Viel unehelicher als das männliche ist das weibliche Element, das auch durch die Statistik die meisten unehelichen Kinder bekommt."

„Das flache Land hängt wie ein Blutegel an den vollen Brüsten der Stadt Wien."

„Eine der traurigsten Institutionen der modernen Gesellschaft ist die wiederholte uneheliche Mutter ohne auffindbaren Vater."

Sprachecke des Allgem. Deutschen Sprachvereins.

Wir sprachen schon natürlich darüber, welch ein törichter Mißbrauch es sei, Geburtsanzeigen so abzufassen, als wenn das Kind mit dem Namen auf die Welt käme. Wenn nun die sonstige Form der Anzeige noch richtig ist, mag man diese Modeschrulle ja verzeihen. Aber allzuoft liest man jetzt: „Die Geburt unseres (statt: ihres!) Sohnes Heinz beehren sich anzuzeigen Karl Müller und Frau." Was haben denn eigentlich „Karl Müllers" damit zu tun, wenn „uns" ein Sohn geboren wird? so kann man da mit Recht fragen; die Geburt „unseres" Sohnes beehren sich wildfremde Menschen anzuzeigen? eine edle Dreistigkeit! Dieser Schnitzer, dieser — wie scheint — unausrottbare Schnitzer ist also aus den Verlobungsanzeigen nun auch in diese Art Geburtsanzeigen eingedrungen. Dort hatten wir ihn ja schon recht häufig gelesen, z. B.: „Die Verlobung unserer ältesten Tochter Dodoo mit Herrn Karl von Nirgendsheim beehren sich anzuzeigen Ernst Pomuchelskopp und Frau". Wie kommen eigentlich Pomuchelskopps dazu, sich in „unsere" Familienverhältnisse zu mischen? Aber, aber — die meisten merken den Braten gar nicht, ja, es soll sogar vorkommen, daß freundliche Ermahnungen, richtiges Deutsch zu schreiben, als unberechtigte Einmischung abgewehrt werden. Ist es das aber wirklich? Sollte nicht eigentlich jeder Deutsche wissen und verstehen, daß es nur heißen kann: Die Geburt unseres Sohnes beehren wir uns anzuzeigen. K. M. und Frau, oder: Die Geburt ihres Sohnes beehren sich anzuzeigen K. M. und Frau, und ebenso bei den Verlobungsanzeigen? Eigentlich — ja!

Allerlei.

Fußballspiel in Ostindien vor 300 Jahren. Wohl wenigen Fußballspielern wird bekannt sein, daß das aus England zu uns gekommene Fußballspiel bereits im Mittelalter auf den ostindischen Inseln allgemein betrieben wurde, wenn auch nicht in der heutigen Weise, aber doch sehr ähnlich. So erzählt ein Buch, betitelt:

„An der Schiffart. In die Orientalische Indien / So die Holländischen Schiff /, welche im Martis*) 1598 aufgefahren / davon die 2 letzte im Mayo*) 1600 mit grossem Schatz von Würtz*) wider kommen seind / verricht.

Darin kürtzlich*) / doch warhafftiglich der ganze Succes*) der Reyse / erzählet wirdt.

Mit etlichen nötigen erklärung / Carten vnd Figuren gezieret. Durch Levinum Hulsium. In Verlegung Levini Hulsii. Noribergae*), 6. Octobr. 1601. Gedruckt bey Christoff Lochner zu Nürnberg.

Im Kapitel XXI: Beschreibung der Insul Banda, welche gelegen auff 4 Graden / vnd ein halben. Poli Antarctici*) von irer Kleydung / Sitten vnd Gebräuchen etc. über die Spielweise wie folgt:

„Wie sie des Ballens spielen: Sie haben ein lustig Spiel vnd Kurtzweil mit dem Ball / vnd gehet dasselbe also zu / sie stellen sich in einen runden Kreiß / vnd einer stehet in der Mitte / darnach kompt ein ander / der wirfft den Ball auff / vnnd schlagen sie alsdann einer dem andern denselbe zu / vnd dasselbe mit den Füssen / so hoch als einer immer sollte werffen können / den die Ballen seynd gemacht wie eine runde Kugel / auß Spannischem Rohr / durch einander geflochten / welcher nun den Ballen nicht trifft / sondern fehlet desselben mit dem Fuß / dem ist es eine grosse Schande / vnd wird derselbe fast außgelachet / vnd verspottet / vnnd diß ist die gemeine arth des Ballschlagens. Etliche pflegen auch denselben prungendt zu schlagen / etliche können sich auch ringens herumb drehen / daß sie doch desselben nicht verfehlen." —

Ein beigegebener Kupferstich veranschaulicht das Spiel. Zehn Jünglinge, nur mit einem Lendenschurz bekleidet und den Kopf mit einem Tuche umwunden, stehen in ziemlichen Abständen

*) März, *) Mai, *) Gewürz, *) in Kürze, *) Erfolg, *) Nürnberg, *) Südpol, antarktisch, im Gegensatz zu arktisch (gegen den Nordpol zu gelegen).